

Von Ulrike Frenkel

Sie würde selbst ein äußerst dankbares Objekt für einen Fotografen abgeben: großflächiges Gesicht, zarte Haut, schräggestellte Katzenaugen, rote Ringellocken, eine scheue Fee. Aber Isolde Ohlbaum lässt sich nicht gerne von anderen ablichten. Wenn ein Abbild ihrer Person gefragt ist, bietet sie lieber Selbstporträts aus dem Spiegel an. „Oder finden Sie zum Beispiel, dass ich das bin, so ein Honigkuchenpferd“, fragt sie den Gast in ihrem Münchner Atelier und zeigt eine Aufnahme, auf der sie nett, aber irgendwie zu harmlos aussieht. In Wirklichkeit wirkt sie klein, aber nicht zerbrechlich, sie scheint überaus aufmerksam und dem Gegenüber zugewandt und doch auf eine nicht zu übersehende Weise sehr bei sich selbst zu sein.

Obwohl ganz fremd, fühlt man sich sofort gut aufgehoben in Isolde Ohlbaums Gegenwart, vor ihrem Blick, an ihrem wie

Isolde Ohlbaum gibt der Literatur ein Gesicht

ein perfekt passendes Gehäuse wirkenden Arbeitsplatz, einem Raum mit Wintergarten. Kleine Skulpturen stehen auf Tischchen, und dann läuft auch noch eine Katze vor dem Fenster vorbei – an diesem Ort ist alles Ästhetik, scheint alles bereits oder wieder da zu sein, was die Künstlerin seit Jahrzehnten auf ihren Bildern festhält, in ihren Büchern präsentiert: in *Frau Faltermeyers Blumenladen* zum Beispiel oder in *Katzen*. Ihr visueller Sinn ist ausgeprägt, Isolde Ohlbaum sieht einfach mehr als andere Menschen, „was natürlich auch anstrengend ist, es gibt Dinge, die meinen Augen richtig wehtun“, sagt sie; es sei die Schönheit, die sie interessiere, „hässliche Sachen gibt es ja genug auf der Welt“.

Sie habe wahrscheinlich schon in der Kindheit ihren Blick und ihre Intuition geschult, „ich war sehr introvertiert, ein starker Beobachter“. Ihre Eltern kamen nach dem Zweiten Weltkrieg als Flüchtlinge aus dem Sudetenland ins oberbayerische Moosburg, 1953 zog die Familie mit vier Kindern nach München, mit zwölf Jahren fing Isolde an zu fotografieren, nachdem ihre Mutter ihr eine eigene Kamera geschenkt hatte. Schon als Kind war sie gern mit in die Dunkelkammer gegangen.

Was ihr wohl der Satz, dass Schönheit im Auge des Betrachters liegt, bedeuten mag? Am besten beantworten Ohlbaums Bilder selbst diese Frage, und vielleicht ganz besonders ihre Autorenporträts. Kaum ein Verlagsprospekt kommt ohne sie aus, zahllose Aufnahmen von mehreren hundert deutschen, aber auch internationalen SchriftstellerInnen des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts lagern in den

Regalen ihres Privatarchivs, eine Sammlung ohnegleichen. 352 davon hat der Münchner Verleger Lothar Schirmer auf seinen persönlichen Wunsch hin in dem Band *Bilder des literarischen Lebens* veröffentlicht, sozusagen den „großen Ohlbaum“, wie er in seinem Vorwort schreibt. Alphabetisch geordnet finden sich darin Philosophen neben Dichtern, Nobelpreisträger neben vielversprechenden Debütanten, Weltbürger neben Bayern. „Alle sind sie zusammengehalten durch Isolde Ohlbaums zärtlichen Blick und ihre wache Neugier für Körperhaltungen und Gesichter von Menschen, die neben der eigenen Lebensgeschichte, die sie unvermeidlich spiegeln, auch ihre vielen selbst erfundenen Geschichten in der Erinnerung des Betrachters wachrufen.“

Tatsächlich wirkt keine/r der Autorinnen und Autoren, die Isolde Ohlbaum mit ihren Kameras („ich habe drei Nikon F3, eine Nikon F5 und dann noch eine Pentax 5 mal 7 und

Die Jägerin



dann noch aus der Fotoschulzeit eine Mamiya 6 mal 6“) analog und meistens schwarzweiß aufgenommen hat, hässlich oder auch nur uninteressant – dabei können bekanntermaßen nicht alle Helden der Feder zugleich als Schönheiten und begnadete Selbstdarsteller gelten wie ein Paul Auster, den sie 1989 in Hamburg verewigt hat, in einer Lederjacke an einen Baumstumpf gelehnt, mit seinen kohledunklen Augen und seinem Zigarillo fast das Papier durchglühend. Auch sind nicht alle so anrührend ungekämmt und wild wie Jurek Becker 1979 in Klagenfurt, so ätherisch wie Siri Hustvedt 1993 oder auch nur so eitel wie T. C. Boyle 1996. Die meisten sehen auf den ersten Blick so unauffällig aus wie Richard Ford 1995 mit Jackett und hellem Schal, so jovial wie Wilhelm Genazino 2004.

Auf den zweiten Blick aber erzählen die von der seit 1953 in München lebenden Fotografin angeleiteten Selbstinszenierungen vor der Kamera manchmal mehr, als alle Worte sagen können. Der kunstvoll seine Beine um sich selbst wickelnde



und ihre willige Beute

Michael Knoche, Peter Hamm, Klaus Reichert, Michael Walter, Arnold Stadler, Monika Reichert, Peter Gülke, Hanna Johansen, Heidi Ulmer, Ralph Dutli, Ursula Pia Jauch und Martin Meyer unterwegs bei der Akademietagung in Turin, 2002.

Hans Magnus Enzensberger zum Beispiel, schelmisch lächelnd über die eigene Gelenkigkeit. Max Goldt, der mit einer Handbewegung zu fragen scheint „na, was soll’s“, Sebastian Haffner, dessen traurige Augen einen fast zum Weinen bringen – wie ist es Isolde Ohlbaum gelungen, scheinbar etwas Unsichtbares wie die Seele eines Menschen festzuhalten – „nur einen Moment, und ich kann ja auch nur das festhalten, was jemand zulässt“?



Hilde Domin und Ruth Klüger, Budapest 1998

Sie sei ziemlich perfektionistisch, und „man muss die Menschen schon mögen, wenn man Porträts fotografieren will“, sagt sie. Am liebsten nehme sie die Autoren in ihrem eigenen Umfeld, ihrem Zuhause auf, doch das sei vor allem bei den internationalen Schriftstellern nicht immer möglich. Und natürlich lese sie von jedem Autor, bevor er vor ihre Kamera komme, mindestens ein Buch, von Jüngeren, Unbe-

kanteren zumindest Textproben. Dann aber „sind meine Bilder vor allem Gespräche“. Manchmal entstehen sie bei Spaziergängen, „keinesfalls im Studio, ich habe so gerne alte, morbide Hintergründe“, sagt sie und lacht. „Ich dirigiere dann auch, gebe Anweisungen.“ Das fänden die meisten Autoren nicht unangenehm. „Das Komische bei einem Fototermin ist ja, dass man sich wirklich ausgeliefert fühlt, wenn einem keiner sagt, was man tun soll.“ Mehr als zwei, drei Filme pro Fotoshooting braucht sie denn auch normalerweise nicht.

So hat sie es seit 1970 gehalten, als sie noch Schülerin der Bayerischen Staatslehranstalt für Photographie war und ihr erstes Autorenfoto, eine Aufnahme von Gert Heidenreich, gedruckt wurde, woraufhin die *FAZ* anfragte, ob sie noch mehr aus ihrem Archiv schicken könne – „ich hatte gar kein Archiv“. Zuerst arbeitete sie dann einige Jahre als freie Fotojournalistin und fotografierte eher nebenbei in der Münchner Autorenbuchhandlung, zum Beispiel Irmtraud Morgner. Wie sie langsam zur Autorenfotografin wurde, kann Ohlbaum kaum selbst richtig herleiten, „ich hatte das nicht geplant, ich hätte nicht einmal gedacht, dass man sich in diesem Bereich etwas aufbauen könnte“, sagt sie. Entscheidend sei wohl die Verleihung des Petrarca-Preises 1975 in Südfrankreich gewesen, wo sie auf Einladung des Verlegers Michael Krüger unter anderem Peter Handke kennenlernte und fotografierte. 1984 erschien dann ihr erstes Buch *Fototermin – Gesichter der deutschen Literatur*. Es folgten Bände über Friedhöfe, Engel, Kinder – und zahllose Reisen an die Orte, an denen sich die Vertreter der schreibenden Zunft aufhielten.



Oben: Herta Müller und Oskar Pastior, Kopenhagen 2006
 Rechts: Imre Kertész und George Tabori, Budapest 1998

Sie hat sich von ihnen ihre Bilder gemacht. „Die Vorstellung von einem Jäger mit seiner Beute liegt dann nicht mehr fern, und doch geschieht hier viel mehr, denn die Beute ist willig und ergibt sich, was man nicht bei jedem tut“, schreibt Cees Nooteboom über ihr besonderes Vorgehen. Vielleicht strahlt Isolde Ohlbaum ja einfach genug unarrogante Selbstsicherheit aus, dass auch ihr Gegenüber sich seiner selbst sicher fühlen kann? Zwar müsse Nähe da sein bei einem Foto-termin, sagt sie, „aber ich finde, zum Fotografieren gehört auch eine bestimmte Distanz“. Vielleicht ist ja auch Vergänglichkeit ihr eigentliches Thema und die Fotografie als Kunst der Momentaufnahme, des Erhaschens eines gelungenen Augenblickes deshalb so sehr ihr Medium?

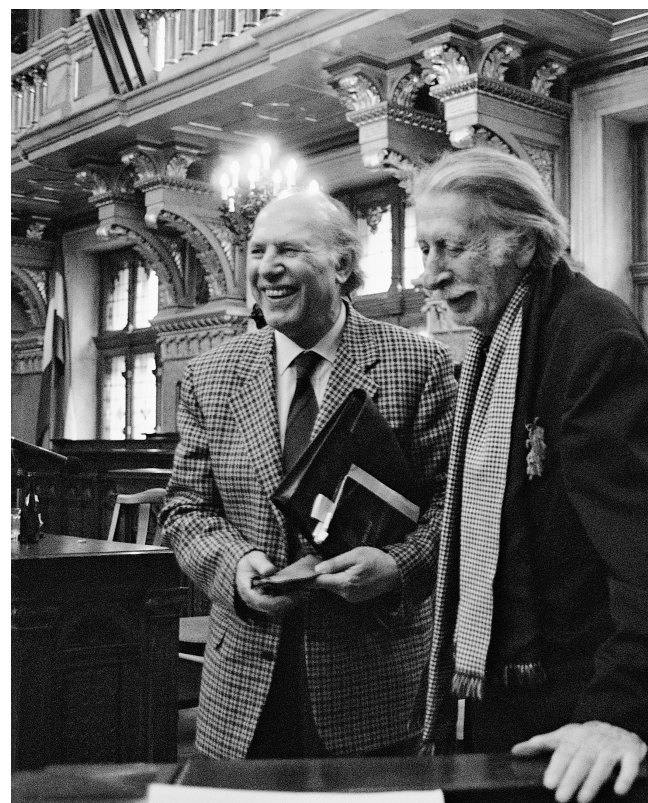
Irgendwann in nächster Zeit jedenfalls würde sie gerne Bücher über den Prozess des Älterwerdens, der Reifung machen, erzählt Isolde Ohlbaum. In dem kürzlich bei Wallstein erschienenen Band *Auswärtsspiele*, der Bilder von den Tagungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung von 1998 bis 2008 zeigt, ist ihr das teilweise schon gelungen. Zwar sind hier nicht stilisierte Einzelporträts, sondern meist zwanglose, spontan entstandene Gruppenaufnahmen versammelt, aber dennoch wird man mit Erstaunen sehen, was das Leben in dieser Zeit mit Ruth Klüger, mit Uwe Timm, mit Peter Hamm gemacht hat. Und auch in *Bilder des literarischen Lebens* ist diese Herangehensweise schon angedeutet, es dokumentiert unter anderem die Wandlungen der Elfriede Jelinek und des Brüderpaares Robert und Walter Kempowski.

Mit Walter Kempowski ist die Fotografin Ohlbaum allerdings auch an eine persönliche Grenze gestoßen. Sie hätte das Brüderpaar gerne ein weiteres Mal aufgenommen, sagt sie,

„aber dann kam Kempowski auf der Buchmesse zu mir und sagte: ‚Ohlbäumchen, ich habe Krebs und Parkinson.‘ Und da habe ich eine Scheu, todkranke Menschen zu fotografieren.“

In ihren Bildern jedoch sind viele, die schon längst verstorben sind, auf ewig bestens aufgehoben: Elias Canetti, geputzt in seinem Mäntelchen, der schmunzelnde Robert Gernhardt an einem dicken Baum, Peter Rühmkorf von hinten mit wehendem Mantel am Strand, „seltsam, dieses Weggehen“.

Nicht nur durch den Hamburger Dichter ist die Fotografin ja längst selbst zur literarischen Figur geworden. Unter schallendem Lachen zitiert sie an einem trüben Herbsttag in München Ludwig Harigs Sonett über den Steirischen Herbst, worin es abschließend heißt: „Und es fließt der Glanz des Goldes/Aus dem Objektiv Isoldes.“ //



Zum Weiterschauen:

Isolde Ohlbaum, **Bilder des literarischen Lebens**. Schirmer/Mosel Verlag 2008. 360 Seiten, 68 Euro

Auswärtsspiele. Autoren unterwegs. Wallstein Verlag 2009. 157 Seiten, 24,90 Euro (Alle Fotos entstammen diesem Band.)
www.ohlbaum.de

Ulrike Frenkel ist freie Journalistin und lebt mit ihrer Familie südlich von München.